

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 243 (1970)

Artikel: Wächter der Meere
Autor: Weihmann, G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-657528>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

um so bedauerlicher, als die Zeitungsjahrgänge aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die in der Nationalbibliothek in Washington und in den Regierungsarchiven aufbewahrt werden, sich bereits in einem solchen Zustande befinden sollen, dass sie, wenn nicht schleunigst Abhilfe geschaffen wird, in Kürze völlig unleserlich sein werden.

In den Jahren 1870 bis 1873 vollzog sich der Übergang vom Leinen- und Baumwollpapier zum Holzpapier. Zeitungen aus früheren Jahren, die auf dem aus Lumpen erzeugten Papier gedruckt wurden, sind nahezu unverwüstlich und können jahrhundertlang erhalten bleiben. Wegen des hohen Preises kann jedoch dieses Papier keine Verwendung für den Zeitungsdruck mehr finden. Allerdings lassen einige grosse englische und amerikanische Zeitungsverlage eine kleine Anzahl von Exemplaren der täglichen Auflage auf Leinenpapier drucken, die alsdann an die Bibliotheken und Archive versandt werden.

Im übrigen gibt es heute nur noch *ein* sicheres Mittel, um eine Zeitung auf die Dauer vor der Zerstörung zu bewahren: jedes einzelne Blatt wird bei diesem Verfahren auf beiden Seiten mit durchsichtigem japanischem Seidenpapier beklebt. Einige grosse Bibliotheken – so unter anderem auch die Schweizerische Landesbibliothek in Bern und die Zentralbibliothek in Zürich – greifen in besonders wichtigen Ausnahmefällen zu diesem Notbehelf. Aber die Beklebung der vielen Tausende von Zeitungen und Zeitschriften, die Tag für Tag bei den grossen Bibliotheken einlaufen, würde eine Unmenge Zeit beanspruchen und die Einstellung eines ganzen Stabes von Hilfskräften erfordern, so dass von einer generellen Durchführung dieser Methode kaum die Rede sein kann.

Man drehte «Die Braut des Cowboys». John Jackson scheuchte den Schurken über Fels und Stein bis an die schroffe Küste. Hier wurde der Bandit erledigt. Natürlich in Gestalt einer ihm täuschend nachgeahmten Puppe.

«Finish!» rief der Regisseur und wischte sich den Schweiss von der Stirn. Da fiel sein Blick auf die Puppe, und leise fuhr er fort: «Damned! Wen haben wir denn da ins Meer geworfen?» (ici)

Wächter der Meere

Plötzlich blitzt es auf am Horizont: blink – blink – blink – blink – in gleichmässigem Rhythmus und mit Näherkommen immer klarer und deutlicher werdend: ein Blinkfeuer, ein Leuchtturm!

Ja, es gibt sie noch, diese Warn- und Leitzeichen, die seit Jahrtausenden dem Seemann Symbol des rechten Weges sind; es gibt sie noch, trotz Funk und Echolot und Radar. Selbst der Mann am Steuerruder: mag er noch so vertrauensvoll den Signalen seiner elektronischen Apparate folgen – ein befreiendes Gefühl wird ihn durchziehen, wenn am Horizont das längst erwartete Leuchtfeuer ihm die Bestätigung seiner guten Fahrt gibt. Das Ziel, der heimatliche Hafen, ruft!



Das alte Simplon-Hospiz, in dem früher bedürftige Passgänger kostenlos Unterkunft und Verpflegung fanden, ist renoviert worden.

Foto F. Lörtscher, Bern



Frösche, Molche und Kröten sind in unserm Land immer mehr vom Aussterben bedroht. Studenten retten in ihrer Freizeit diese Amphibien aus einer Kiesgrube, die zugeschüttet wird.

Photopress-Bilderdienst, Zürich

Dieser Ruf geht von einer Quelle aus, deren Energie fast immer viel geringer ist, als man annehmen möchte. Da ist – um ein Beispiel zu nennen – der Leuchtturm von Norderney. Vierzig Kilometer weit strahlt er sein Licht durch die Finsternis der Nacht, und doch kommt seine Leuchteinrichtung mit einer Leistung von 2000 Watt aus. Schon eine mittelstarke Zimmerlampe hat 60 oder 75 oder 100 Watt, eine Fotoheimlampe meist 500 Watt.

Das Geheimnis der Leuchttürme ist ihre *Optik*. Das ist eine komplizierte Spiegeleinrichtung, die das Licht der Glühbirne unerhört verstärkt, im Turm von Norderney auf das Fünfundachtzigfache. Sie besteht dort aus einer gläsernen Glocke von zwei Meter Durchmesser und drei Meter Höhe. 1042 geschliffene Linsen sind in diesem 75 Zentner schweren optischen System untergebracht! Eingeteilt ist es in 24 Felder, und wenn es sich dreht – fast lautlos, dann es läuft auf Kugellagern –, dann lässt immer nur *ein* Feld das ganze, vielfach verstärkte Licht hindurch: blink – blink – blink..., vierzig Kilometer weit.

Nicht jedes Leuchtturmfeuer dreht sich. Da ist die «Schlanke Anna», der 36 Meter hohe Leuchtturm von Osterende, der den Schiffen die Einfahrt in die Elbe weist. Sein Licht fällt mit einem Strahl auf Brunsbüttelkoog, mit einem zweiten auf Cuxhaven. 175 Stufen führen hinauf zu den Lampen und Reflektoren, und viermal am Tage muss der Leuchtturmwärter hochsteigen, um das Licht ein- und auszuschalten und die ganze Anlage zu überprüfen und sauberzuhalten. Viel Arbeit macht dabei die Pflege der Gasnotbeleuchtung, die sich automatisch einschaltet, wenn einmal der elektrische Strom ausbleiben sollte. Jeder Leuchtturm hat eine solche oder eine

ähnliche Notbeleuchtung. Denn niemals, *niemals* darf das Feuer verlöschen...

So weisen Leuchttürme den Seefahrern auch heute noch den Weg, warnen vor Untiefen, rufen lautlos über das Wasser.

Und so war es durch Jahrhunderte hindurch, auch schon im Altertum. Sollen wir es als Zufall nehmen, dass eines der sieben Weltwunder der Antike ein Leuchtturm war? Neben der Cheopspyramide, den Hängenden Gärten der Semiramis, dem Artemistempel in Ephesos, der Zeusstatue des Phidias, dem Grabmal von König Mausolos und dem Koloss von Rhodos ist es der Leuchtturm auf der Insel Pharos gewesen, der als Weltwunder in die Geschichte eingegangen ist. Er war das Lichtzeichen für den Hafen von Alexandria. Ptolemäus II. hatte ihn um das Jahr 283 v. Chr. erbauen lassen und 800 Talente dafür bezahlt, was man 12 Millionen Franken gleichsetzen kann. Griechische Schriftsteller erzählen, das Bauwerk sei 270 Meter hoch gewesen, was gewiss übertrieben ist. Immerhin berichten tausend Jahre später die Araber, dass der teilweise

eingestürzte Turm noch immer 147 Meter hoch gewesen sei. Als Leuchtturm diene dieses Werk des Baumeisters Sostratos fast anderthalb Jahrtausende lang. Im Jahre 1375 jedoch wurde es durch ein Erdbeben so gründlich zerstört, dass heute nicht einmal mehr Ruinen die Stelle verraten, an der es einst gestanden hat (G. Büscher). Sein Name aber hat die Jahrtausende überlebt: nach ihm, dem Leuchtturm von Pharos, nennen die Franzosen noch heute einen Leuchtturm «phare», die Italiener und Spanier «faro», und die Portugiesen, deren Vorfahren einst auf ihren Seereisen die halbe Welt entdeckten, behalten die Erinnerung im Wort «farol».

Dipl.-Ing. G. Weihmann



Die neue Spielanlage auf der Goumoënsmatte in Bern wurde von der Stadtgärtnerei geplant und mit Hilfe von Schülern gebaut.
Foto Paul Pulver, Bern

FREITAG, DER 13.

Ich bin absolut nicht abergläubisch, aber als ich an diesem Freitag aufstand, war das linke Bein unversehens zuerst draussen. Das stimmte mich nun doch etwas nachdenklich, zumal mein Kalender den 13. zeigte. «Unsinn», sagte ich mit Überzeugung zu mir selber, «dieser ganze Aberglaube ist doch reiner Blödsinn. Man braucht nur dreimal über die linke Schulter zu spucken, und die ganze Sache ist erledigt.»

Dies tat ich aber nun unglücklicherweise gerade in dem Moment, in dem meine Wirtin mir meine Post brachte. – Nie hätte ich gedacht, dass diese kleine, ruhige Frau über einen derartigen Wortschatz verfügt!

Mein erster Brief stimmte mich wieder fröhlicher. Er war von Monika. Heute Abend um acht Uhr im Café Continental. Ich freute mich auf den Abend, er versprach schön zu werden. Der zweite Brief liess längst vergessene Sünden wieder wach werden. Er war vom Steueramt. Man kündete mir verschiedener Rückstände wegen den Besuch eines Steuerbeamten an. Nett von den Leuten, sich vor-

her anzumelden. Trotzdem, die Sache konnte für mich peinlich werden. Hier war guter Rat teuer.

Erst vor einigen Tagen hatte ich in einer Humoreske gelesen, dass ein Schriftsteller unerwartet Besuch erhalten habe. Der Herr schien ein grosser Bewunderer seiner Werke zu sein und zeigte unter anderem auch grösstes Interesse für die finanzielle Seite dieses ungewöhnlichen Berufes. Der geschmeichelte Kollege schnitt mächtig auf. Endergebnis: Der freundliche Herr war vom Steueramt und verliess die Wohnung bestens informiert. So etwas sollte mir nie passieren!

In den nächsten Stunden begegnete ich meiner Zimmerwirtin mit der ausgesuchtesten Höflichkeit. Ich musste ja schliesslich meinen Plattenspieler, meinen neuen Radio, meine Hausbar sowie meine Filmkamera irgendwo unterbringen. Kurz nach Mittag war alles weg. Jetzt hatte ich nur noch meinen Schreibtisch entsprechend zu dekorieren. Mahnungen, Zahlungsbefehle und Rechnungen befanden sich in genügender Auswahl, wenn auch einige längst verjährt waren. Nun zog ich meinen ältesten Anzug an und war auf den hohen Besuch gerüstet. Gegen vier Uhr klingelte